

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 34 (1940)
Heft: 10

Artikel: Einige Kapitel aus der Geschichte [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zur Belehrung und Unterhaltung

Einige Kapitel aus der Geschichte.

(Fortsetzung.)

Bern und sein Eintritt in den Bund.

Im Jahr des Herrn 1191 wurde die Stadt Bern durch Herzog Berchtold von Zähringen gegründet. Es waren militärische Gründe, die diese Stadt am Bogen der Aare erbauen ließen. Militärisch ist auch der Charakter der Stadt geblieben. Ein Stadttadel bildete den Kern der Bevölkerung. Der städtische Markt ermöglichte den Umtausch der Landeserzeugnisse in Geld. Dieses Geld wurde mit der Kampfkraft der Bürger eingesetzt für die Politik. Bern war die erste Schweizerstadt, die sich eine abhängige Landschaft schuf. Als im Jahr 1218 die Zähringer ausstarben, wurde auch Bern reichsfrei wie Zürich. Bern bekam auch als freie Reichsstadt die Schirmvogtei über die Probstei in Interlaken, über das Stift Köniz und über Rüeggisberg. Die Stadtverwaltung bekam also vom Kaiser Rechte wie sie der Graf von Habsburg früher besaß. Schon im 13. Jahrhundert gab es bernische Münzen und bernisches Maß. Aber die Grafen von Kyburg waren lange für die Entwicklung der Stadt Bern eine Gefahr. Eine Chronik sagte: „Die Berner dorsten nit für die Stadtzile uskommen, denne mit großer Huot und Besorgnisse.“ Sie waren also in ihrer Stadt drin wie die Maus im Loch. Darum stellten sich Schultheiß, Rat und Bürgerschaft unter den Schutz des Grafen von Savoyen. Der half den Bernern, daß sie ihre Stadt erweitern konnten beim Zeitglocken und beim Käfigturm. Umgekehrt unterstützten die Berner den Grafen im Jahre 1260 gegen den Bischof von Sitten und gegen den Grafen von Habsburg. Aber dabei entstand die Gefahr, daß die junge Stadt bei Savoyen untertan geworden wäre. Peter von Savoyen war wie Rudolf von Habsburg eifrig daran, sein Reich zu erweitern. Und da wäre ihm die Festung Bern sehr wertvoll gewesen. Er starb aber 1268. Nun hatte Bern Kämpfe zu bestehen mit Rudolf von Habsburg. Im Jahr 1289 fielen die Berner bei der Schothalde in einen Hinterhalt und erlitten eine blutige Niederlage. Im Jahr 1285 brannte ein Teil der Stadt Bern ab. Im Jahr 1289 hatte Bern einen Kampf zu be-

stehen gegen Freiburg und die Adelligen der Umgebung. Sie gewannen die Schlacht am Donnerbühl. Nun eroberten die Berner die Herrschaft Geristein mit den Dörfern Bolligen, Stettlen, Bechigen und Muri. Das war der erste Landerwerb. Im Jahr 1332 kauften sie Schloß und Stadt Thun. 1326 die Herrschaft Laupen. Die Herren von Weissenburg wurden Stadtbürger. Die Berner erwarben das Haslital und die Herren von Ringgenberg am Brienzsee stellten sich unter den Schutz Berns.

Laupen wurde eine Landvogtei und der Schultheiß von Bubenberg baute das Schloß Spiez als Festung aus. Weil aber bald niemand mehr sicher war vor dieser Eroberungspolitik der Berner, verbanden sich plötzlich im Jahr 1339 alle Feinde Berns, um die Stadt Bern zu vernichten. Die Stadt Freiburg, die Grafen von Kyburg, Greyerz und Neuenburg, sowie die Bischöfe von Basel und Lausanne vereinigten sich zu einem Heer, das vor Laupen zog. Bern bot seine Bürger auf, zog seine Untertanen aus dem Oberland zu Hilfe heran und erhielt auch die Unterstützung bei den Waldstätten. Mit diesen hatte Bern schon Verbindung seit 1323. Aber die Stimmung in Bern war gedrückt. „Die Frowen wacheten die Nacht auf dem Kilchhof und in der Kilchen weinoten sie und gingen mit zertanen Armen crüzwis und baten got seiner Gnade.“ Auch die Mannschaft war nicht zuversichtlich. Als sie das Heer des Feindes sahen, flohen manche aus dem hintern Glied, als der Feldhauptmann Rudolf von Erlach die Steinschleuderer zurücknahm. „Die Spreu ist vom Korn gestoben“, rief dieser und nun stürmten die Berner auf das Fußvolk der Freiburger. Die Eidgenossen der Waldstätte hatten sich gegen das Reiterheer gewendet. Aber hier kamen sie in große Not. Es war eben kein Gebirgskrieg wie am Morgarten. Die Reiterei konnte sich entfalten und die Bewaffnung der Bauern war hier auf dem freien Feld ungenügend. So rissen die Berner, nachdem die Freiburger geschlagen waren, die Eidgenossen heraus und gewannen die Schlacht. Der Sieg der Berner bei Laupen benützte nun die Stadt, um eine Verständigung herbeizuführen. Es kam eine Versöhnung zu Stande mit Freiburg und mit der Herrschaft Oesterreich. Die Waffenbrüderschaft aber mit den Waldstätten brachte keine Annäherung. Im Gegenteil. Die Unterwaldner suchten vielmehr nun, im Oberland die

Bauern gegen die Stadt aufzuwiegeln. Es kam sogar zu einem Aufstand. Aber die Stadt Berner stoppten die Bewegung. Damit ihre Untertanen nicht ein Bündnis mit den Waldstätten schließen konnten, kam die Stadt Bern selbst zuvor. Sie schloß im Jahr 1353 einen ewigen Bund mit den Waldstätten und sicherte sich so ihr Herrschaftsgebiet. So waren nun die acht alten Orte zusammen gebündelt. Die Ausdehnung nach Westen wurde für den Bund der Waldstätte wichtig und entscheidungsvoll. Auch im Bündnis mit Bern zeigten sich Eigenutz und Gemeinnutz gemischt. —mm—

Erika.

Von Marin.

Es war an einem Sonntagabend. Die Uhr zeigte auf $\frac{3}{4}9$, als die Leuchtbirne plötzlich rot aufflammte und der kleine Hund sofort zu bellen begann. Wer mochte wohl zu so später Stunde noch kommen?

Wie die Türe aufgeschlossen wird, steht dort eine dunkle Gestalt — es ist eine Frauensperson, jedenfalls eine, welche noch nie über unsere Schwelle getreten ist.

Im Glauben, sie habe sich geirrt, zumal sie sich zögernd und fragend zugleich benimmt, treten wir näher und erkennen in ihr Fräulein Erika Schnyder, eine Schicksalsgenossin.

Obwohl wir das Fräulein mehr dem Namen nach als in Person kennen, heißen wir sie eintreten. Anscheinend hatte sie uns etwas zu sagen. Es kommen nicht selten Leute zu uns, die etwas auf dem Herzen haben und Rat suchen; wir stehen nämlich schon ordentlich hoch an Jahren.

Wie man dann nach gegenseitiger Begrüßung traulich beisammensitzt und nach dem Begehr und Ergehen sich erkundigt, wechselt ein Wort das andere.

Der nächtliche Gast hat sich vorher im Raum diskret umgesehen, ehe er Platz genommen. Er scheint bald alle Scheu und Befangenheit abgelegt zu haben. Nur so war es zu erklären, daß er schließlich ungeniert reden konnte.

Zuallererst bat er mit gewinnender Geste, ihm die späte Stunde nicht übel zu nehmen. Schon hätte er gefürchtet, unverrichteter Dinge wieder den Heimweg antreten zu müssen. In der Dunkelheit habe er das Haus fast nicht gefunden. Obgleich es ein großes Appartement

ist, liegt es selbst am hellen Tag wie versteckt im Grünen. Von der Hauptstraße führt nämlich eine private Zufahrt zu dem langgestreckten, modernen Bau.

Fräulein Schnyder war eine stattliche Erscheinung; ja man konnte sie direkt „schön“ nennen. Auf einem Ohr war sie taub. Ihre Augen und ihr Gebaren verrieten Lebhaftigkeit und Temperament.

Und nun hören wir ihre Geschichte: Von Haus aus in guten Verhältnissen, kam sie in eine Taubstummenanstalt. Mit ihren roten, festen Backen und dem lockigen Haar, stets angetan mit besseren Kleidern, wurde sie der Mittelpunkt ihrer Klasse. Immer aufgeräumt und lebensfroh, gewann sie sich alle Herzen. War es da ein Wunder, daß sie von ihren Lehrern bevorzugt wurde? Das hatte aber zur Folge, daß sie von gewissen Mitschülerinnen beneidet wurde. Nicht wenig trug dazu auch der Umstand bei, daß sich Erika größerer Freiheit erfreute; denn nach Schulschluß durfte sie gleich mit dem Zug heimfahren, um morgens wieder zu erscheinen.

Indessen nahmen sie ihre Eltern schon nach fünf Jahren wieder aus der Anstalt, um sie in ein Internat zu versetzen. Die Intelligenz und schnelle Auffassungsgabe ihrer Tochter mochte sie dazu bewegen haben.

Ihre Ferien verbrachte Erika mit Vorliebe bei einer herzenguten Tante, deren Gemahl ein Konsulat betreute. Ein herrlicher, großer Garten umschloß das zweistöckige Gebäude. War das ein Leben inmitten von Hund und Pony! Mit Hildegard, ihrer gleichaltrigen Kusine, konnte man da springen und spielen nach Herzenslust. Um es ihr gleichzutun, lernte Erika auch fremde Sprachen, das heißt neben dem Französisch, das sie schon konnte, auch noch Italienisch. Ihr Ehrgeiz spornte sie an.

Außerdem griff Erika mit Vorliebe zu Nadel und Schere. Dabei bekundete sie eine große Geschicklichkeit, die ihr angeboren schien. Ihre Motivarbeiten zeugten von Geschmack, alles waren Sachen, die ein Frauenherz beglücken.

Ihre Muße verbrachte Erika am liebsten mit Lesen. Ihr stets reger Geist brauchte Nahrung. Dazwischen schrieb sie Briefe, die ein Genuß waren für die jeweiligen Empfänger.

Das Leben aber birgt nicht eitel Freude. Auch Erika mußte es an sich erfahren. Eine Hiobsbotschaft traf eines Tages ein: ihr geliebter Vater, ein grundgütiger Mensch, war